

KOMPAKT

Antisemitismus

ZWIEGESPRÄCH »Nie wieder? Schon wieder! Alter und neuer Antisemitismus« heißt das neue Buch des Historikers Michael Wolffsohn, das er am Dienstag, 20. Februar, um 19 Uhr im Café Luitpold, Briener Straße 11, im Gespräch mit der Philosophin Olivia Mitscherlich-Schönherr vorstellt. Es moderiert Martin Wagner, BR-Hörfunkdirektor a. D. Der Eintritt ist frei, Anmeldung unter www.cafe-luitpold.de/salon-luitpold; man kann das Event auch online verfolgen. *ikg*

Klassik

KONZERT Der 1953 als Sohn von Schoa-Überlebenden in Budapest geborene Pianist, Dirigent und Musikpädagoge Andrés Schiff mit ungarischer, österreichischer und britischer Staatsbürgerschaft soll jeden Morgen auf dem Clavichord, Bachs Lieblingsinstrument, üben. Am Dienstag, 20. Februar, 20 Uhr, gibt Schiff ein Konzert mit Werken von Bach, Mozart und Mendelssohn Bartholdy, begleitet von der Sächsischen Staatskapelle Dresden. Karten für die Isarphilharmonie gibt es unter www.muenchenmusik.de oder 089/936093. *ikg*

Schicksal

BUCHVORSTELLUNG Am Donnerstag, 22. Februar, 19 Uhr, wird eine Neuauflage von Ernst Tollers Autobiografie *Eine Jugend in Deutschland* in der Juristischen Bibliothek im Neuen Rathaus am Marienplatz 8, 3. Stock, Raum 366, vom Herausgeber Ernst Piper vorgestellt. Als Jude, Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, führender Protagonist der ersten Münchner Räterepublik, politisch Verurteilter in Festungshaft, Kriegsgegner und Theaterautor in der Weimarer Republik, Emigrant, Exilautor im Kampf gegen das NS-Regime, erlebte und durchlitt Toller (1893–1939) prägende Stationen deutscher Geschichte. Der Historiker Andreas Heuser führt in den von »Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., RAG München«, Public History/Kulturreferat und Stadtbibliothek München gemeinsam organisierten Abend ein. Es liest der Schauspieler Moritz von Treuenfels. Der Eintritt ist frei, Anmeldung bis zum 16. Februar wird erbeten unter 089/233-72444 oder stb.juristische.bibliothek.kult@muenchen.de. *ikg*

NS-Dokuzentrum

JAHRESPROGRAMM Kürzlich stellte das NS-Dokumentationszentrum sein Jahresprogramm 2024 vor. Angesichts der Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten sowie internationaler politischer und gesellschaftlicher Verschiebungen befasst es sich besonders mit rechter Gewalt und politisch motiviertem Terror, Antisemitismus und Rassismus. Dazu gehört ab 18. April auch die Ausstellung *Rechtsterrorismus. Verschwörung und Selbstermächtigung – 1945 bis heute*. Neu ist ein Online-Lexikon zu Themen, Orten und Personen mit Bezug zur NS-Vergangenheit Münchens, abrufbar unter www.nsdoku.de/lexikon. *ikg*

»Das war eine Zäsur«

INTERVIEW IKG-Präsidentin Charlotte Knobloch über den Brandanschlag auf das jüdische Gemeindehaus in der Reichenbachstraße und das Gedenken an den 13. Februar 1970



Bei dem Brandanschlag auf das Gemeindehaus starben sieben Menschen, 15 weitere wurden verletzt.

Foto: Branddirektion München

Frau Knobloch, am 13. Februar jährte sich der Brandanschlag auf das alte Gemeindezentrum der Kultusgemeinde in der Reichenbachstraße zum 54. Mal. Wie haben Sie diesen Tag erlebt?

Der Anschlag war einer der Momente, bei denen man niemals vergisst, wo man war, als man davon erfahren hat. Für mich war der 13. Februar damals vor allem der Geburtstag meiner Tochter, und wir waren nach einer langen Feier entsprechend erschöpft. Es war aber auch ein Freitag, und als am späten Abend das Telefon klingelte, war mir sofort klar, dass etwas Schlimmes passiert sein musste. Ich hatte zu der Zeit kein Gemeindeamt inne, aber ich war im sozialen Bereich tätig und arbeitete mit Holocaust-Überlebenden und ihren Angehörigen. Ich kannte deshalb auch die Menschen, die in der Reichenbachstraße wohnten, und ich ahnte bereits, was ein Brand in dem Gebäude für sie bedeutete. Das ganze Treppenhaus bestand aus Holz! Die Hoffnung, dass sie sich doch noch irgendwie retten konnten, erfüllte sich leider nicht.

Welche Folgen hatte das Attentat für die Gemeinde?

Sieben jüdische Menschen wurden ermordet, mitten in München, und zwar offensichtlich nur, weil sie jüdisch waren. Das war eine Zäsur. Man darf nicht vergessen, dass viele Gemeindeglieder damals noch Erinnerungen an den Holocaust hat-

ten, das Kriegsende war gerade einmal 25 Jahre her, und jetzt brannte wieder eine jüdische Einrichtung in Deutschland. So sahen viele das. Nur drei Tage vorher hatte es außerdem einen Anschlag auf ein israelisches Flugzeug am Münchner Flughafen gegeben, und zwei Jahre später mussten wir das Olympia-Attentat miterleben. Einige Familien kamen in dieser Zeit zu der Einschätzung, dass ihr Leben als jüdische Menschen in München und Deutschland auf Dauer nicht sicher war. Es gab in den 70er-Jahren einiges an Abwanderung. Zwar hat die Politik sich sehr schnell und energisch an unsere Seite gestellt, aber der Schaden war bereits angerichtet.

Wie präsent war der Anschlag danach im Gedächtnis der Gemeinde?

Es mag überraschen, aber die Erinnerung spielte keine große Rolle, zumindest offiziell. Der Vorstand war vor allem daran interessiert, das Gemeindezentrum möglichst schnell neu aufzubauen, schon 1971 wurde der Grundstein gelegt. Und für das Gros der Gemeindeglieder galt: Wer nach diesem Anschlag in München blieb, war bereit, bestimmte Dinge auszublenden – aus Selbstschutz. Innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde wollte man sich nicht an diese ständige Unsicherheit erinnern. Für uns damals war das die beste Möglichkeit, um weiterzumachen. Wir liefen ohnehin nie Gefahr, den Anschlag zu vergessen,

denn das neue Gebäude in der Reichenbachstraße erinnerte uns bei jedem Besuch daran. Es gab in der Gemeinde auch eine erste Sicherheitsgruppe, als Reaktion auf den Anschlag. Nach der großen Zuwanderungswelle ab 1989/90 hatte dann nur noch eine Minderheit der Mitglieder überhaupt Erinnerungen an das Attentat, und im Bewusstsein der Münchner Mehrheitsgesellschaft kam der 13. Februar 1970 sowieso nicht vor.

Das änderte sich erst 2020, als die Landeshauptstadt zum 50. Jahrestag des Anschlags erstmals ein eigenes Gedenken ausrichtete. Was hat diese Initiative bewirkt?

Ich empfand es als wichtiges Zeichen, dass das Gedenken von der Stadt ausging. Wenn so etwas Furchtbares buchstäblich in der Mitte der Gesellschaft – im Herzen von München – passiert, dann sollte es im allgemeinen Interesse liegen, daran zu erinnern. Ich hatte den Eindruck, dass das Gedenken jetzt auch junge Menschen erreichte, unter anderem in unserer Gemeinde. Das war nötig, weil schon damals fast niemand mehr da war, der diese Nacht selbst miterlebt hatte. Der Zeitpunkt war deshalb richtig, um die Morde wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Der Kabarettist Christian Springer hat zum Gedenken 2020 einen Aufruf gestartet,

um die Täter doch noch zu ermitteln, allerdings ohne Erfolg. Haben Sie noch Hoffnungen, dass die Morde jemals aufgeklärt werden?

Herr Springer hat damals noch einmal Bewegung in eine halb vergessene Angelegenheit gebracht, und dafür bin ich ihm dankbar. Es gab über die Jahre schließlich eine Reihe von Theorien zur Täterschaft, von denen viele sehr plausibel klingen. Aber wie bereits 2020 wäre ich auch heute überrascht, wenn wir noch einen Durchbruch sehen würden. Sehr wahrscheinlich lebt der oder leben die Täter ohnehin nicht mehr.

Was wünschen Sie sich für die Erinnerung an den Anschlag in der Zukunft?

Den Schwung aus dem Gedenkakt vom Februar 2020 haben wir mit der Pandemie direkt danach leider verloren. Der tiefe Einschnitt in der jüdischen Geschichte Münchens nach 1945 darf aber nicht dauerhaft vergessen werden. Ich würde mich deshalb freuen, wenn es zumindest zu runden Jahrestagen auch weiterhin städtische Gedenkveranstaltungen gibt – und wenn die Zivilgesellschaft selbst zur treibenden Kraft würde, wäre das natürlich noch besser.

■ Mit der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern sprach Leo Grudenberg.

Verloren und verstreut

BUCH Die Historikerin Julia Schneidawind stellte im Gemeindezentrum ihre Dissertation über deutsch-jüdische Privatbibliotheken vor

Im Juli 2023 hatte Julia Schneidawind für eine Kooperationsveranstaltung des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur und das IKG-Kulturzentrum im Historicum der Ludwig-Maximilians-Universität einen Vortrag über die unglücklichen Umstände gehalten, die zur Landung und zum Verbleib der Bibliothek Franz Rosenzweigs in der Nationalbibliothek Tunesiens statt in Israel führten. Inzwischen ist die Dissertation der Historikerin erschienen, in der sie noch vier weitere Schicksale von Privatbibliotheken und ihren Besitzern darstellt.

Um »Verlorenes zwischen Frankfurt, Tunis und Jerusalem« ging es bei Rosenzweig, um »Rekonstruiertes zwischen München, Sanary-sur-Mer und Los Angeles« bei Lion Feuchtwanger, um »Verstreutes zwischen Wien, London und Petrópolis« bei Stefan Zweig, um »Erinnertes zwischen München, Auckland und Marbach am Neckar«

bei Karl Wolfskehl und um »Überlagertes zwischen Fürth, Altaussee und Nürnberg« bei Jakob Wassermann.

Vor Kurzem stellte Julia Schneidawind, seit Oktober 2022 wissenschaftliche Assistentin und Akademische Rätin a. Z. am Lehrstuhl, als Fortsetzung gemeinsamer Präsentation ihre Dissertation im jüdischen Gemeindezentrum vor. Von den fünf untersuchten Fällen über Schicksale Bücher liebender Autoren und damit ihrer Privatbibliotheken wählte Schneidawind zwei Fallbeispiele mit besonderer Verbindung zu München aus. Bei dem gebürtigen Darmstädter Karl Wolfskehl (1869–1948) geht es nicht nur um Erinnertes, sondern in der Landeshauptstadt München weitestgehend Vergessenes. Dorthin war der Germanist 1898, jung verheiratet, hingezogen und rasch zu einer »schillernden Figur«, so Schneidawind, in der intellektuellen- und

Bohème-Szene geworden. In den Antiquariaten von Emil Hirsch und der Familie Rosenthal war er gern gesehener Kunde. Nach dem Reichstagsbrand floh er nach Italien. Seine große Bibliothek, die in Kiechlingsbergen ruhte, schickte die nichtjüdische Frau nach Jerusalem. Wolfskehl bekam dafür von Salman Schocken eine Leibrente, die sein Überleben im Exil in Italien und später in Neuseeland sicherte. Schockens Erben hielten deutsche Bücher in Israel für wenig sinnvoll, so gelangten Wolfskehls Bücher über Auktionsverkauf nach Marbach. Dort gibt es auch die wenigen letzten Habseligkeiten Wolfskehls, der erblindet, verarmt und einsam in Auckland starb.

Da setzte die Witwe Lion Feuchtwangers (1884–1958), Martha, andere Zeichen. Sie überschrieb seine dritte Sammlung der University of Southern California, die sie in die Feuchtwanger Memorial Libra-

ry umwandelte. Schon der Vater Sigmund Feuchtwanger, der sein Geld mit einer Margarinefabrik in München verdient hatte, »besaß eine erlesene jüdische



Julia Schneidawind im Gemeindezentrum

Bibliothek«, wie es 1916 in einem Nachruf hieß. Diese gilt als restlos verschollen. Die Bibliothek des Sohnes Ludwig, in den 30er-Jahren für die Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde zuständig, wurde geplündert, die Bibliothek des Sohnes Lion in seiner Berliner Villa 1933 verwüstet beziehungsweise verschleudert. Lion, zu dieser Zeit in den USA, kehrte nach Europa zurück und baute in Sanary-sur-Mer ein neues Heim mit Büchern auf. Als er floh, musste er alles zurücklassen. Ein Teil davon erreichte ihn 1942 gegen hohe Transportkosten in Los Angeles.

Nora Niemann

■ Julia Schneidawind: »Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles«. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 308 S., mit Abb., 49 €